Kann Frankreich auf die Fremdenlegion verzichten?

Zum Falle des in die Fremdenlegion eingereihten Bürgermeisters Troemel aus Usedom wird geschrieben: Das französische Volk ist, trotz aller seiner kriegerischen Anlagen militärisch unerzogen geblieben. Das ist ein Urteil, das wiederholt von Kennern und Geschichtsschreibern des französischen Heeres abgegeben worden ist. Der Franzose ist persönlich tapfer, mag aber nicht Soldat sein. Er bietet alles Mögliche auf, um sich dem Militärdienste zu entziehen, und er hat es von je gern gesehen, wenn die kriegerischen Unternehmungen Frankreichs von fremden Truppen durchgefochten wurden. Das gewaltige, frühgeeinte, von kriegerischen Stämmen reich bevölkerte Frankreich hat niemals einen Krieg ohne fremde Söldner führen können. Von den Kapetingern an bis auf die heutigen Tage zeigen sich in ununterbrochener Folge fremde Kriegsscharen im Dienste Frankreichs. In den ältesten Zeiten waren es Schotten und Iren, welche die persönliche Leibwache der französischen Könige bildeten. Später waren Italiener berufen, die Schlachtreihen des französischen Heeres zu verstärken. Dann waren es schweizerische und deutsche Landsknechte, die in den Kämpfen Frankreichs gegen das Haus Habsburg auf französischer Seite Wunder der Tapferkeit verrichteten. Wie unentbehrlich gerade die deutschen Truppen dem französischen Heere waren, geht aus einer Mahnung an die deutschen Stämme hervor, die Franz I. im Jahre 1544 erließ, als Kaiser Karl V. den deutschen Landsknechten aufs strengste verboten hatte, in den Dienst des französischen Königs zu treten. „Dies so edle und blühende Frankreich", schrieb Franz I., „mit Euch, Fürsten Deutschlands, durch eine Art von Brüderlichkeit eng verbunden, erblickt Ihr jetzt angegriffen und abgesperrt von den heftigsten Feinden. Und um so großer Wut zu widerstehen, haben wir in unserem Lande kein Fußvolk, weil unsere Vorfahren unsere Bauern mehr an den Ackerbau als an den Krieg gewöhnten. Deshalb bedürfen wir der Fremden, wie wir immer deren bedurften, wenn uns ein großer Krieg heimsuchte."

Bei dieser Notwendigkeit, die französischen Heere durch fremde Truppen zu verstärken, ist es durch die Jahrhunderte geblieben. Welchen umfassenden Gebrauch Napoleon I. von fremden Truppen machte, wie viele seiner Siege er der Tapferkeit der fremden Truppen verdankte, ist bekannt. Und in unseren Tagen haben wir es erlebt, daß die französischen Fremdenregimenter, in denen die Deutschen überwiegen, für Frankreich weite Länderstriche in Asien und Afrika eroberten. Tonking, Madagaskar, Marokko, diese weiten Gebiete haben fremde Söldner für Frankreich gewonnen. Aber neben der umfangreichen Verwendung fremder Truppen ist die Abneigung der Franzosen, Soldat zu werden, bis auf unsere Zeiten der angeblich so ruhmreichen Nation geblieben. Unter Napoleon I. bestand eine ganze Division Durutte, aus französischen Mannschaften, die sich durch Fahnenflucht oder Selbstverstümmelung dem Heeresdienste hatten entziehen wollen. Diese „Réfractaires", wie sie schon in den napoleonischen Zeiten genannt wurden, sind in Frankreich stets in beträchtlicher Zahl vorhanden gewesen. Auch jetzt bilden sie eine erhebliche Menge. Sie haben sich in den letzten Jahren sogar so stark vermehrt, daß eine Neuorganisation der militärischen Disziplinarabteilungen vorgenommen werden mußte. Danach bilden diejenigen, die sich durch Selbstverstümmelung dem Militärdienste entziehen wollten, eine besondere Abteilung, die, ebenso wie die Abteilungen der sogenannten Unverbesserlichen, den algerischen Schützenregimentern, sowie den Regimentern der Fremdenlegion zugeteilt werden. Abgesehen von dem mangelhaften Heeresersatz kann also, wie man sieht, Frankreich nicht gut auf die Fremdenregimenter verzichten, weil die Waffenfreudigkeit der Nation nicht ausreicht, um die Erfordernisse der Landesverteidigung unter allen Umständen zu sichern.

Giftige Liebestränke.

Einer berühmten Kartenlegerin und Wahrsagerin hat die römische Polizei endlich das Handwerk gelegt. Es handelt sich um die in der ganzen Stadt Rom bekannte Geneva Nikri, die verhaftet wurde. Sie hatte einen ausgedehnten Kundenkreis bis in die höchsten Schichten der römischen Aristokratie. Ihr „Geschäft" ging so glänzend, daß sie sich palastartige Villen in Florenz, Rom, Pisa und umfangreichen Landbesitz zulegen konnte. In der letzten Zeit hatte sie sich im wesentlichen auf die Herstellung von Liebestränken geworfen, die, wie die ärztliche Untersuchung ergab, zumteil aus giftigen Stoffen gemischt waren und deren Genuß mehreren Personen das Leben gekostet hatte.

Opfer des Blitzes.

Der englische Gelehrte A. J. Blake veröffentlicht in der „Nature" interessante Beobachtungen über die Opfer des Blitzes. In England ist deren Anzahl überraschend gering. Es sind nämlich nur 12.4 Todte im Jahre, so daß auf die Million Einwohner 0.36 Todesfälle durch Blitz kommen. Am größten ist die Anzahl der Todesfälle durch Blitz nach Blake in Ungarn. Dort beträgt sie 16 auf die Million. Etwas geringer ist sie in den Vereinigten Staaten, nämlich 10 auf die Million, und ebenso groß in Steiermark und Kärnten. Mit geringeren Zahlen finden sich in der Liste Preußen (4.4 auf die Million), Frankreich und Schweden (3) und Belgien (2).

Unter diesen Opfern des Blitzes sind nur die verstanden, die wirklich getödtet werden. Die Anzahl von Menschen, die der Blitz trifft, ist ganz bedeutend größer. Selbst wenn viele Menschen gleichzeitig vom Blitz getroffen werden, ist unter Umständen die Anzahl der Getödteten verhältnißmäßig gering.

So berichtet Blake von einem Falle, wo der Blitz in eine Kirche einschlug, in der gerade 300 Menschen beim Gottesdienste versammelt waren. 200 darunter blieben völlig unbeschädigt, 100 wurden bewußtlos, davon wurden 30 auf kurze Zeit bettlägerig, und nur 6 wurden getödtet. Von einem anderen Falle, wo 92 Menschen gleichzeitig vom Blitz getroffen wurden, — es wird nicht gesagt, unter welchen Umständen — wurden 10 getödtet, 20 wurden gelähmt, 55 trugen leichtere Verletzungen davon und nur 7 blieben unverletzt oder beinahe unverletzt.

Wieder bei einer anderen Gelegenheit wurden 250 unter einem Zelte sitzende Menschen zugleich vom Blitz getroffen. In diesem Falle starb einer der Getroffenen sofort, während ein zweiter nach kurzer Zeit seinen Verletzungen erlag; 60 Personen wurden im ganzen zu Boden geworfen, aber bis auf die beiden Getödteten erholten sich alle rasch und die übrigen 190 blieben völlig unverletzt.

Wenn der Blitz in Thierherden einschlägt, tödtet er zuweilen viele Thiere auf einmal. Ein Blitzschlag, der in eine Hammelherde von 1800 Köpfen fuhr, warf 1200 Thiere zu Boden, und von diesen blieben 556 todt liegen. Wenn der Blitz Menschen trifft, zeigt er sich oft recht launenhaft; er hinterläßt zuweilen seltsame Bilder auf der Haut, in anderen Fällen wieder richtet er gefährliche Verheerungen tief im Innern des Körpers an, und Blake erzählt von einem Falle, wo die Launen des Blitzes ziemlich unerklärlich sind. Es wurde nämlich nur die Ferse verletzt, und das Fersenbein erwies sich als völlig zertrümmert. Blake nimmt an, daß durch die plötzliche Wärmeentwickelung vielleicht eine richtige Explosion innerhalb der Gewebe eingetreten sei.

Dorn mit Kniehosen.

Der „Etoile belge" schreibt ein guter Freund aus Oberbayern: Der vor einigen Tagen in Ihrem Blatte erschienene Artikel über die Agitation der katholischen Geistlichkeit gegen die kurze hirsch- oder gemsledernе Hose, die Nationaltracht unserer Gegend, erinnert mich an eine kleine Episode, die sich vor etwa 25 Jahren in Brüssel abgespielt hat. Damals nahm mein Chef, Herr Z., der heute Commerzienrath ist, und sein Freund, der berühmte Adlerjäger Leo Dorn, in einer rheinischen Stadt am Deutschen Bundesschießen theil. Sie wollten die gute Gelegenheit benutzen, um sich auch Belgien, vor allem Brüssel anzusehen. Aber der Ausflug war nur von kurzer Dauer. In Brüssel schlugen die beiden Herren, die ihre schönsten Kniehosen (!) trugen, bald nach ihrer Ankunft die Richtung nach den Boulevards der inneren Stadt ein. Sie waren jedoch noch nicht fünf Minuten gegangen, als sie sich von einer gewaltigen Volksmenge umringt sahen: Männlein und Weiblein blieben wie angewurzelt auf den Straßen stehen und bewunderten mit weit aufgerissenen Augen und offenem Munde die Kniehöschen. In der Nähe der Börse wurde auch ein Schutzmann auf das nie gesehene Schauspiel aufmerksam; ob die nackten Kniee die ihm angeborene Scham verletzten, oder ob er fürchten mochte, daß die Ansammlung des Publikums den Verkehr unterbrechen und zu einem Volksaufstand führen könnte, kann ich nicht mit Sicherheit sagen: fest steht nur, daß er mit streng gerunzelter Stirn die beiden Bayern aufforderte, ihm unverzüglich zur Wache zu folgen. Dort wurden die nicht wenig überraschten Herren höflich, aber bestimmt ersucht, sofort einen Wagen zu nehmen, zum Nordbahnhof zu fahren und mit dem nächsten Zuge abzureisen, da in der hochsittlichen Stadt Brüssel entblößte Kniee nicht geduldet werden könnten. Ein paar Jahre später erst haben Herr Z. und Herr Leo Dorn ihren Wunsch, Brüssel kennen zu lernen, in Erfüllung gehen sehen. Diesmal durften sie ungehindert passiren, da sie klugerweise ihre „Kurzledernen" zu Hause gelassen hatten. Dazu bemerkt das erwähnte Brüsseler Blatt: „Brüssel ist heute eine weit größere Stadt, als vor 25 Jahren und die beiden Bayern könnten in ihrer malerischen Nationaltracht auf dem Boulevard Anspach spazieren gehen, ohne befürchten zu müssen, daß sie einen Volksauflauf hervorrufen könnten. Vom Mgr. Mercier dürften sie allerdings nicht bemerkt werden; der wäre auch heute noch entrüstet . . . ."

Ein Verbot besteht nicht.

Man schreibt dem „Frkf. Gen.-Anz." aus Mainz: Einem Mainzer Arzt passirte es dieser Tage, daß er auf dem Bahnhofsplatze, als er Vögel oder vielmehr Sperlinge, die sich als erste zur Stelle gemeldet hatten, mit Weckkrumen fütterte, von einem Schutzmann angehalten wurde, der ihm das Füttern an diesem Orte untersagte. Grund: Einige Krumen waren in das Blumenbeet vor dem Bahnhofsportal gefallen und die vorwitzigen Spatzen — Spatzen sind bekanntlich immer vorwitzig — hätten beim Aufpicken der Krumen das Beet beschädigt. Der Arzt hat dem dick Verbot

Ist keine rohen Speisen!

Professor Metschnikow, der in Paris lebende bekannte russische Forscher, unterhielt sich kürzlich mit einem Mitarbeiter des „Eclair" über neue Entdeckungen auf dem Gebiete der Bekämpfung des Krebses und sagte bei dieser Gelegenheit u. A. folgendes: „Seit fünfzehn Jahren behaupte ich immer wieder, daß die Krebsmikroben in den Organismus eindringen, weil wir zuviel rohe Speisen genießen. Die krebsartigen Auswüchse und Geschwülste am Gesicht verschwinden seitdem überall, auch auf den Dörfern, wo der Gebrauch der Seife verbreitet ist. Man sieht jetzt weniger alte Leute mit von ungesunden Geschwüren und Geschwülsten zerfressenem Gesicht; solche Geschwülste zeigen sich eben meist auf schlecht gewaschenen Gesichtern. Leider aber haben wir diese Hygiene des Gesichtes nicht auf unsere Verdauungsorgane ausgedehnt. Und daher kommt sicherlich das ganze Unglück. Man soll also nicht mehr von erblichem Krebs sprechen. Wenn in derselben Familie oder in demselben Hause der Krebs mehrere Opfer fordert, so geschieht das darum, weil alle, die unter demselben Dache wohnen, gewöhnlich auch dieselbe schlechte Hygiene haben . . ."

„Sie glauben also, daß man sich gegen den Krebs schützen kann?" fragte der Journalist. „Ganz sicher," erwiderte Professor Metschnikow, „und das Recept ist einfach: man genieße keine rohen Speisen und befolge ein paar einfache Vorsichtsmaßregeln. Hier sehen Sie zum Beispiel ein paar Bananen, die ich mir soeben gekauft habe, um sie nach Hause mitzunehmen. Weil diese Frucht mit einer dicken Schale bedeckt ist, glauben Viele, daß die Banane keine Mikroben habe. Weit gefehlt! Die Banane reift erst, wenn gewisse Keime das Fleisch der Frucht erreichen, nachdem sie durch die Schale, die es schützt, gedrungen sind. Bei mir werden daher die Bananen immer erst „gebrüht", bevor sie gegessen werden. Ich tauche sie etwa eine Minute lang in kochendes Wasser, und die Frucht verliert dabei nichts von ihrem Geschmack . . . An der Flamme eines Bunsenbrenners oder eines Rostes lasse ich immer Messer, Gabeln, Löffel „anbrennen", und ich röste das Brot, um die Mikroben, die auf seiner goldbraunen Kruste sitzen können, zu vernichten. Alle Gerichte werden gebraten oder gekocht. Die Salate müssen angewärmt werden; das Wasser filtrirt und gekocht. Weiter verbanne ich von meiner Tafel alle rohen Gemüse und Früchte. Ich esse niemals Erdbeeren, und ich rathe denen, die sie gerne essen, die Früchte in einen Durchschlag zu legen und sie dann eine oder zwei Minuten lang in kochendes Wasser zu tauchen. Das alles ist natürlich ein bischen mühesam und geeignet, Leute, die nicht daran gewöhnt sind, abzuschrecken. Aber man gewöhnt sich rasch an ein hygienisches Leben, wenn man gesund bleiben und sein Leben verlängern will . . ."

Immer genau.

Aus Hirschberg in Schlesien wird geschrieben: Es hatte ein junger Mann eine Oesterreicherin geheirathet, so daß auch die Ausstattung von dort kam. Die Einführung einer Ausstattung ist nach den geltenden Bestimmungen zollfrei, doch sind eine ganze Reihe Formalitäten zu erfüllen. Nach Erledigung dieser Formalitäten gab die lokale Zollbehörde die Sachen frei, sandte aber bestimmungsgemäß ein genaues Verzeichniß aller Gegenstände an die Oberzolldirektion. Dort fand ein findiger Beamter heraus, daß zwei in dem Verzeichniß aufgeführte Sachen von Rechtswegen nicht zu einer Ausstattung gehörten. Es waren dies eine Rolle Wachstuch und eine Rolle weißes Papier. Die lokale Zollbehörde erhielt daher den Auftrag, den Zoll für diese beiden Sachen festzustellen und einzuziehen. Das junge Paar war nicht wenig erstaunt, als eines Tages zwei Zollbeamte in Uniform in der neu eingerichteten Wohnung erschienen. Sie verlangten die beiden Rollen Wachstuch und Papier zu sehen, leider war dies nicht möglich, weil Wachstuch und Papier durch das Anbringen in den Schränken schon seine beabsichtigte Verwendung gefunden hatte. Schließlich wurde der Zoll für beide Gegenstände auf zusammen 10 Pfennige festgesetzt, die Kosten der Zollerhebung aber auf 40 Pfennige, so daß das junge Paar im Ganzen 50 Pfennige zu zahlen hatte.

Wie theuer werden hier wohl dem Fiskus die 10 Pfennig Zolleinnahmen gekommen sein!

Weniger denn je!

Auf der letzten Conferenz der Vertreter der Wolga- und Kaspifischerei verlas der Vertreter der St. Petersburger Börse, K. K. Grosch, ein Referat über Conservirungsmethoden von Caviar. Er führte aus, daß der Caviarexport nach Deutschland in den letzten Jahren stark abgenommen habe. Im Jahre 1910 wurden 855,300 Kilogramm Caviar ausgeführt, 1911 323,000 Kilogramm und 1912 310,000 Kilogramm. Die Ursache führt der Referent auf das Verbot der deutschen Polizeibehörde zurück. Caviar, der mit Formaldehyd, Borsäure und einigen anderen Stoffen conservirt ist, zu verkaufen. Diese Verfügung hat unter den russischen und deutschen Caviarhändlern große Aufregung hervorgerufen, da durch sie Tausenden von Leuten, die sich mit Caviarhandel und -Zubereitung beschäftigen, der Ruin drohe. — Die Conferenz beschloß, im Hinblick auf diese Ausführungen das Institut für Experimentalmedizin um Feststellung des Einflusses der Conservirungsmittel auf den menschlichen Organismus zu ersuchen. Ferner sollen unschädliche Conservirungsmittel ausfindig gemacht werden.

Touristen-Kalauer.

Junge Frau: „Es ist entsetzlich, Männchen, wie mir der Wind die Haare zerzaust hat! Und dabei habe ich doch bei mir, sie wieder in Ordnung zu bringen."

Gatte: „Beruhige Dich, Schatz, in fünf Minuten kommen wir zum Wetterstamm."

Ein Riesensarg zur See.

Vor wenigen Tagen erregten Mittheilungen aus Schiffahrtskreisen allgemeines Aufsehen, in dem von der Auffischung eines vor 23 Jahren in See gegangenen schottischen Segelschiffes berichtet wurde, an dessen Bord nicht weniger als 20 Skelette vorgefunden wurden. Neuere Nachrichten über das Schicksal des Unglücksschiffes, das nach fast einem Vierteljahrhundert in einer einsamen Bucht am Kap Horn gefunden worden ist, bringen Einzelheiten, die uns die Tragödie in kurzen Zügen schildern.

Vor 23 Jahren verließ das in der alten schottischen Handelsstadt am Clyde beheimathete Schiff „Marlborough" den Hafen von Lyttleton auf Neu-Seeland, um mit einer Ladung von Wolle und gefrorenem Hammelfleisch in seine Heimath zurückzukehren. Weder Kapitän Hirt, der Führer des Schiffes, noch einer seiner 33 Gefährten, noch die vier Passagiere haben die Heimath wiedergesehen. Die Schicksale des Fahrzeuges bis zu seiner Auffindung lassen sich nur vermuthen. Wie das sagenhafte Schiff des „Fliegenden Holländers" soll es zwar bald am Kap Horn, bald bei Magellan, bald an der patagonischen Küste, mit Wind und Wogen kämpfend, gesehen worden sein, ohne daß ihm Hilfe gebracht werden konnte; ob es sich aber wirklich um den „Marlborough" gehandelt hatte, vermochte mit Sicherheit niemand anzugeben.

Der Capitän des Schiffes, der das Wrack fand, schildert, wie er mit seinem Schiffe dicht an der Küste bei Punta Arenas entlang gesegelt und dort eine kleine Bucht angelaufen, in der ein Schiff gesichtet wurde, das nur noch Spuren von Segeln trug. Dabei hatten die Masten die allen Schiffsleuten bekannte grüne Färbung, die auf außergewöhnlich langen Aufenthalt des Schiffes in Wind und Wetter schließen läßt. Den das Schiff betretenden Seeleuten bot sich ein schauerlicher Anblick. Am Steuerrad zunächst ein Skelett, wenige Schritte davon in einem Gang drei weitere, auf der Kommandobrücke die letzten Reste des Führers des Schiffes, der auch im schweren letzten Kampfe seinen Posten nicht verlassen hatte; an Bord geisterhafte Ruhe, über dem Schiff der Moderhauch des Todes und der Verwesung. Mit Mühe war am Leib des Schiffes noch der Name „Marlborough" und die Heimath des Schiffes „Glasgow" zu lesen.

Geschichte eines Theaterdegens.

Ein unentdeckt gebliebener Spitzbube stahl dieser Tage im Pariser Heeresmuseum einen prachtvollen krummen Säbel, der einst dem Kaiser von Annam gehört hatte. Neben diesem Degen, dessen goldener Griff mit Edelsteinen besetzt war, hing ein anderer, der dem Dieb offenbar zum Mitnehmen nicht gut genug war, weil er weder durch goldenen Schmuck, noch durch Juwelen in die Augen fällt; und doch hat dieser zurückgebliebene Degen eine weit interessantere Geschichte als der mitgenommene.

Er war einst ein schlichter Theaterdegen, der im Odéon in klassischen Tragödien eine große Rolle gespielt hatte. Eines Tages aber wurde er mit anderem Theatergerümpel, das ausgemustert worden war, verkauft; und es kaufte ihn ein Afrikaforscher zur Vervollständigung des Geschenkekrams, den er für die afrikanischen Häuptlinge mitnahm, um ihn gegen nützlichere und werthvollere Sachen einzutauschen. So gelangte der alte Theaterdegen schließlich an den berühmten König Behanzin.

Der Herrscher von Dahomeh war zwar mit dem Schlachtschwert, das im Odéon die Helden Racines und Corneilles unter einem gewaltigen Verbrauch von Alexandrinern geschwungen hatten, zufrieden, fand es aber für einen neuzeitlichen König noch nicht kostbar genug und ließ es daher umarbeiten; der „Goldschmied" des Hofes überkrustete den Griff in herrlicher Weise, indem er schön geformte Blechstückchen, die er gar kunstvoll aus alten Sardinenschachteln herausgeschnitten hatte, einlegte und so ein Kunstwerk ersten Ranges schuf.

Als später die Franzosen Dahomeh eroberten, brachten sie unter den Siegestrophäen auch den zum Königsschwert beförderten Theaterdegen heim, und die Künstler des Odéon strömten zusammen, um mit dem alten Bekannten, der sich allerdings ein bißchen verändert hatte, ein rührendes Wiedersehen zu feiern. Der Degen ging nunmehr als kostbare Reliquie in's Heeresmuseum, und wenn der Museumsdieb von neulich nicht ein so auf Gold und Juwelen erpichter Narr gewesen wäre, sondern mehr auf wahre Kunst geachtet hätte, hätte er statt des krummen annamitischen Säbels lieber Behanzin's Degen mitgehen heißen: es hatte nun nämlich ein amerikanischer Millionär gefunden, der das herrliche Kriegsinstrument mit der Sardinenschachtel-Einlage mit Golddollars aufgewogen hätte . . .

Rekrutirung durch Gassenhauer.

Rekrutenwerbung mit Gassenhauermusik ist der neueste Trick, den die englischen Regimenter als Lockreiz zur Anwendung bringen, um die Lücken in ihren Reihen auszufüllen. So sah man kürzlich in der Nähe der Fulwood-Baracken eine dichtgedrängte Menge den Weisen der Regimentskapelle lauschen, die zum Vergnügen ihrer Zuhörer die beliebtesten englischen Gassenhauer spielte. Während des Concertes mischen sich Mannschaften und Offiziere unter die Menge und vertheilen Circulare und Ansichtspostkarten, die lockende Bilder von hübsch uniformirten Soldaten zeigen und nicht minder lockende Schilderungen von den Sold- und Lebensverhältnissen in den Baracken geben. Während die Kapelle Gassenhauer spielt, halten Soldaten mit rothen, weißen und blauen Rosetten am Uniformrock fleißig Umschau nach geeignetem Rekrutenmaterial. Der Erfolg dieser neuen Werbungsmethode war bis jetzt freilich nicht bedeutend. Man will deshalb auch das Feld der Rekrutirungsthätigkeit auf Städte ausdehnen.

Concurrent des Radiums.

Ueber eine geheimnißvolle wissenschaftliche Entdeckung, die, wenn sich die gehegten Erwartungen erfüllen sollten, sich als noch wichtiger erweisen dürfte, als die Entdeckung des Radiums, wird aus Petersburg geschrieben: Es ist in den Namanganischen Bergen im Ferghanagebiet ein neuer geheimnißvoller Stoff gefunden worden, dessen Eigenschaften so verblüffend sein sollen, daß dadurch die Eigenschaften des Radiums noch bei weitem überboten werden. Ein Ersinder fand in den Namanganischen Bergen Erze, Metalle, Asbest und darunter in ganz geringen Mengen ein ihm absolut unbekanntes teigartiges Metall von schmutzig-bräunlicher Farbe und hohem Gewicht.

Er nahm eine Quantität davon mit nach Moskau und sandte den neuentdeckten Stoff an ein chemisches Laboratorium zur Untersuchung. Dieses nahm damit zahlreiche und verschiedenartige Experimente vor, die in höchstem Grade überraschende Resultate ergaben. Wurde der Stoff mit einer Säure in Verbindung gebracht, dann entwickelte sich eine ungeheure Kälte. Das Glas, in dem sich die Säure befand, zerfiel sofort in Staub. Das Experiment wurde mit steinernen, porzellanenen und gläsernen Gefäßen wiederholt — immer war der Erfolg derselbe. Der Versuch wurde auch mit einem eisernen Gefäß gemacht — derselbe Erfolg! Die Chemiker behandelten nun einen großen Granitstein — auch dieser löste sich sofort auf, ohne Gasentwicklung und ohne Explosion, indem er eine ungeheure Temperaturerniedrigung erfuhr. Behandelte man den geheimnißvollen Stoff mit Alkalien, dann verlor das Gefäß 20 Prozent an Gewicht.

Die Chemiker begaben sich daraufhin nach Ferghana, wo sie nach längerem Suchen etwas größere Mengen des geheimnißvollen Metalls gewannen, das nunmehr zu weiteren Studien verwendet werden soll. Eine vor einiger Zeit von Moskau aus nach dem Ferghanagebiete aufgebrochene wissenschaftliche Expedition, die angeblich ausgezogen ist, um Radiumfundorte zu erforschen, bringt man mit den dortigen Metallfunden in enge Verbindung. Mit Radium hat der räthselhafte Stoff aber nichts gemeinsam. Man hat aber bereits Anzeichen dafür, daß ihm bedeutende heilkräftige Wirkungen eigen sind. Natürlich müssen Versuche in dieser Richtung sehr vorsichtig betrieben werden, weil die Behandlung unter Umständen sehr gefährlich sein kann. Besonders auffällig erscheint der Gewichtsverlust bei allen Gegenständen, die mit dem Stoff in Berührung kommen. Russische wissenschaftliche Kreise nehmen an, daß man hier vor einer ungeheuerlichen Ueberraschung, vielleicht vor einer noch größeren steht, als sie die Entdeckung des Radiums brachte. Ferghana, die Fundstätte dieses geheimnißvollen Stoffes, liegt in Russisch-Centralasien und ist bekannt als Fundort für Uranerze, ist also sehr radiumhaltig. Ob der geheimnißvolle Stoff irgendwie mit dem Radium zusammenhängt, wird wohl die wissenschaftliche Untersuchung feststellen, wie sie auch die geheimnißvollen Meldungen auf ihre Richtigkeit hin prüfen wird.

Die Tücke des Meeres.

Das furchtbare Seedrama, das sich neulich in der Mitte des Atlantischen Oceans abspielte, indem der Dampfer „Volturno" auf dem Wege von Rotterdam nach New York in Brand gerieth, ruft die vielen großen Unfälle, die sich in dem letzten Halbjahrhundert zur See ereignet haben, wieder in's Gedächtniß zurück. Es liefert aber auch zugleich einen neuen Beweis von dem wunderbaren Segen des drahtlosen Telegraphs, der zehn andere Schiffe zur Hilfe herbeirief, wodurch 521 Menschenleben gerettet werden konnten. Der Verlust ist immer noch ein sehr hoher, denn 136 Menschen büßten ihr Leben ein; doch ohne die drahtlose Meldung wären es weit über 700 gewesen.

Am schmerzlichsten lebt natürlich die Erinnerung an den Verlust des stolzen englischen Riesendampfers „Titanic" wieder auf, der, auf seiner ersten Ausfahrt begriffen, mit einem Eisberg zusammenstieß. 1517 Menschen ertranken, obwohl auch bei dieser Gelegenheit der drahtlose Telegraph Hilfe herbeigerufen hatte. Die entsetzlichen Einzelheiten sind aber so sehr im Gedächtniß Aller, daß darauf heute kaum noch darauf zurückzukommen sein wird.

Ihm am nächsten in der Menge der umgekommenen Menschenleben kommt der Brand des Excursions-Dampfers „Slocum", der im East River in der Nähe des Hell Gate Feuer fing und bis zum Wasserspiegel niederbrannte. Ueber 1000 Menschenleben — meistens Kinder, die auf einem Schulausfluge begriffen waren — büßten bei dieser entsetzlichen Katastrophe ihr junges Leben ein.

Keine Nation ist von dem trügerischen Elemente verschont geblieben, keine Art der Schiffe. Segelschiffe und Dampfer, Frachtschiffe und Kriegsschiffe — alle haben sie die Tücken des Meeres spüren müssen. Die deutschen Verluste waren nicht schwerer, als die anderer Nationen, aber doch werden sie besonders tief empfunden. Man denke nur an den Untergang der Dampfer „Elbe" und „Schiller" oder an die deutschen Kriegsschiffe „Adler" und „Eber", die an der Küste von Samoa in einem furchtbaren Sturme scheiterten!

Kärtlich.

Tante: „Ich will Dir, lieber Neffe, mein Grundstück und Vermögen überlassen, doch mußt Du mir eine kleine Jahresrente zahlen."

Neffe: „Aber gern, Tantchen, so klein als möglich!"

Eine Schlafmütze.

Mann: „Wie, noch immer liegst Du im Bett — vor zwei Stunden habe ich Dir schon gesagt, daß Du Dich eigentlich vor Deinen Kindern schämen müßtest!"

Frau (kleinlaut): „Das hat ich ja auch — darüber bin ich wieder eingeschlafen!"

Splitter.

Auch der Zug des Herzens hat einen Bremser! —

Die Sucht nach Decorationen.

Man ist in Berlin einem Ordenshändler auf die Spur gekommen, der sich Dr. jur. A. de Mole de Chalet nannte, und auf dem Inseratenwege den Lippe'schen Hofrathstitel ausbot. Das fürstlich Lippe'sche Staatsministerium erklärte öffentlich, es kenne den Dr. jur. A. de Mole de Chalet nicht. Die Berliner Criminalpolizei hat festgestellt, daß der Ordenshändler mit Recht keinen Doctortitel führe, auch nicht „Advokat" sei, wie er sich außerdem noch bezeichnet hatte. In der polizeilichen Vernehmung erklärte der Titelhändler seine Inserate aus augenblicklicher Noth; er sei genöthigt gewesen, sich Geld zu verschaffen. Der Mann scheint jedenfalls mit „untauglichen Mitteln" gearbeitet zu haben; ihm kam es nur auf den Vorschuß derer an, die nicht alle werden.

Wie aber der Ordensschacher „richtig" betrieben wird, ohne daß man ihm criminell beikommen kann, das beweist das Circular einer englischen Firma, das immer wieder an deutsche vermuthliche Interessenten verschickt wird und aus dem uns der folgende, sehr interessante Auszug zur Verfügung gestellt wird. Der englische Ordenshändler schreibt: „Geehrter Herr! Gestatten Sie mir zunächst, den vielfach verbreiteten Glauben zu widerlegen, daß es sich hier um einen Ordenskauf handelt. Jeder Mensch weiß, daß nur regierende Häupter Orden verleihen können, jeder Mensch weiß aber auch, daß der Souverän nicht jeden, dem er einen Orden verleiht, kennen kann, daß also sein allein entscheidender Wille durch äußere Umstände in Bewegung gesetzt, daß er beeinflußt werden kann. Meine Verbindungen gestatten mir, Ordensverleihungen in dieser Weise zu erwirken. Der beste Beweis für meine Rechtlichkeit liegt darin, daß ich keinerlei Vorausbezahlungen beanspruche, sondern nur Sicherstellung des Betrages bei einem soliden Geschäftshause. Mit einem solchen stehe ich in Deutschland bereits 20 Jahre in Verbindung."

Nachdem der Ordenshändler so nach dem Vertrauen seiner Adressaten geangelt hat, macht er ein ganzes Waarenlager auf von Orden, Adels-, Baron- und Grafentiteln, von Hoftiteln, Ehrentiteln, Ehrenzeichen und sogar Consulaten. Unter den Orden wird bei Deutschland angeboten: „Das Ritterkreuz eines sehr beliebten und hochangesehenen Ordens eines deutschen Staates, 5000 Mark; auch Ehrenkreuze verschiedener Staaten." Der Ordenshändler, der sich B. Walden, 41 Princes Square, Kensington Park, London, S. E., unterschreibt, macht noch besonders darauf aufmerksam, daß „auch hier nicht Angeführtes meist zu schaffen ist, da stets neue Verbindungen angeknüpft werden."

Die Ordensschacherfirmen, die ihre Circulare in den verschiedensten Sprachen und an alle möglichen Länder versenden, stellen sich dann bei einem Erfolg gegenüber dem Kunden so, als habe die Firma den Orden oder Titel bei den Hofbehörden erwirkt und stecken den Vermittlerlohn in die Tasche. Dies ist die ganze Wahrheit bei dem Ordensschacher, die aber häufig zu falschen Auffassungen und zu unberechtigtem Mißtrauen gegenüber den Ordenscommissionen führt. Genährt wird dieses Mißtrauen dadurch, daß Orden und Titel neuerdings allzu häufig nur bei Zuwendungen für gemeinnützige Anstalten, Kirchenbauten u. s. w., verliehen werden. Eine Einschränkung gerade dieser Verleihungsart wäre vielleicht die beste Waffe gegen Ordensschacher und Ordensschwindel.

Metternich und Bankier Eskeles.

Im März 1848, als die Revolutionirung der Geister erst auf eine kleine Schicht des Bürgerthums beschränkt war, die Polizei aber überall Auflehnung gegen die staatliche Ordnung witterte, verhandelte Metternich mit dem Wiener Bankier Eskeles über eine Staatsanleihe. Ohne zum förmlichen Abschluß gekommen zu sein, war man in den Grundzügen ziemlich einig geworden. Dann wurde noch eine Weile geplaudert, wie es Metternich so gut verstand. Als sich Eskeles mit tiefer Verbeugung verabschieden wollte, faßte ihn der Staatskanzler vertraulich unter dem Arm und sagte leise, wie wenn er besorgte, von einem Unberufenen belauscht zu werden: „Noch eins, mein lieber Eskels. Meine Staatspolizei berichtet mir, daß auch Ihr Sohn einen Carbonari-Hut trage. Ich bin Ihnen seit je gewogen gewesen, aber eben darum möchte ich Sie bitten, auf Ihren Sohn einzuwirken, daß er anderen Sinnes werde. Wenn die Staatspolizei einschreiten wollte, könnte ich keine Ausnahme machen lassen!" Der Bankier Eskeles machte abermals eine tiefe Verbeugung und dankte dem mächtigen Staatskanzler in überschwenglicher Weise für dessen Wohlwollen. Aber, fügte er hinzu, das Anleihegeschäft, das eben besprochen wurde, werde er nicht machen. Der Staatskanzler war überrascht und machte eine Bewegung, die sagen wollte, daß er den Zusammenhang zwischen seiner Warnung und dem Geschäfte nicht verstehe. Der Bankier Eskeles aber sagte kopfschüttelnd: „Einem Staat, der sich vor meinem Bernard fürchtet, borge ich kein Geld."

Bahnen auf Zugspitze.

Gegenwärtig werden zwei Concurrenzbahnen auf die Zugspitze in Angriff genommen. Ende September constituirte sich in München eine Gesellschaft unter der Firma „Zugspitzen-Aktien-Gesellschaft". Der Zweck des Unternehmens ist die Erledigung der Vorarbeiten zur Erbauung einer gemischten Bahn zur Zugspitze. Der Ausgangspunkt ist der Bahnhof Garmisch. Die Trasse soll über Kleinau die Zugspitze erreichen, ein Theil bis zum Eibsee ist bereits im Bau begriffen. Im Gegensatz zu diesem Project hat eine österreichische Gesellschaft den Bau einer Bahn auf österreichischem Boden von Ehrwald aus in Angriff genommen. Die Arbeiten sollen so beschleunigt werden, daß die Bahn vor der deutschen fertig wird.